

# Das Pestloch

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **131 (1990)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1033758>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Das Pestloch

Erzählung von Josef von Matt  
Zeichnungen von Karina von Matt

Das alte Holzhaus auf dem Hubel schaute seit vielen hundert Jahren auf den See hinunter. Seine sonnenverbrannten und vom Wetter ausgewaschenen Balken waren auf der Wetterseite wohl schon viele Male mit neuen Schindeln beschlagen worden, die Vordächli schon oft neu eingedeckt. Sie verliefen etwas gebogen über den Reihen schmaler Fenster hin. Aber sie gaben dem Giebelhaus doch ein schmuckes und stattliches Aussehen. Der Spalierbaum, der weithinauf mit seinem satten Grün die Schäden an der Mauer und der Hauswand zudeckte, trug auch dazu bei, dem Haus einen hablichen Anblick zu verschaffen. Ja, das Hubelhaus hat schon manche Not und manche Hochzeit, manche Taufete und manche wilde Tanzerei gesehen und miterlebt. Musste sich auch schon manchen schmerzlichen Eingriff gefallen lassen. Während einigen Jahrzehnten lebten nur alte Leute in ihm. Da blieben die Kammern und Lauben leer. Dann wieder gramselte es wie in einem Bienenstock von all den Kindern, die da aufwuchsen. Da wurden neue Wände eingebaut und aus zwei Zimmern drei gemacht. Ja sogar die grosse schöne Stube wurde verschandelt, um ein Stück verkleinert, um ein kleines Zimmerchen daneben einzurichten.

Unerschrocken vor Winterkälte und Sonnenbrand schaut das alte Hubelhaus über die grosse Matte und den See hin, und wenn gerade ein guter Geist darin wohnt, der ihm die alten Fensterscheiben putzt, dann blitzt es und gleistet in der Morgensonne viel schöner als ein junges. Und

just zu der Zeit, da unsere Erzählung beginnt, da lebte so ein guter Geist im Hubelhaus. Ein Mädchen mit einem hellen Lachen in der Kehle, mit einem lieben heiteren Gemüt, das auf jede Frage eine lustige Antwort weiss und in jeder Not einen guten Rat.

Aber gerade jetzt, an diesem stillen Abend in der Fastenzeit, war das Bethli in arger Not. Es hielt einen Brief in den Händen, ein Brief, der ihm über alles kostbar war, der süsse Geheimnisse und liebe Worte enthielt. Er war zwar mit krummen und ungelinken Buchstaben übersät und auch die Tintenspritzer fehlten nicht, was machte das schon aus. Obenan stand geschrieben: «Mein allerliebstes Bethli!» und zu unterst am Rand der letzten Seite waren die Worte eingezwängt: «Der Dich nie mehr, nicht einmal eine einzige Minute den ganzen Tag vergessen kann, Dein Peter».

Und nun, wo sollte Bethli diesen herrlichen Brief, diesen kostbaren Schatz, den es doch immer und immer wieder lesen und jederzeit zur Hand haben wollte, wo sollte es den verstecken, dass ihn die Mutter, die Magd, und vor allem der Onkel Xaveri nicht finden konnte. Denn der alte Onkel war von allen Neugierigen noch der gefährlichste. Viele Tage schon hatte Bethli den Brief wohlversorgt mit sich herumgetragen. Einmal war er ihm bei der Arbeit herausgefallen und beinahe nass und schmutzig geworden, ein andermal hatte es ihn auf der Matte verloren. Nun musste ein sicheres und handliches Versteck gefunden werden. Unter der Matratze? In der Truhe? Zwischen die Hem-



*Wo sollte es den Brief verstecken, der Onkel Xaveri war noch der Schlimmste von allen Neugierigen.*

den hinein? Nirgends war Sicherheit genug, denn der alte Onkel Xaveri strich in allen Stuben und Kammern herum, fingerte in alle Schubladen und Fächer hinein. Er hatte so schön Zeit dazu, wenn alle auf dem Land an der Arbeit waren, dann geisterte er durchs alte Haus und suchte nach Heimlichkeiten, um sein Misstrauen zu nähren.

Der Onkel Xaveri lag wie eine schwere Last auf der Familie. Er war der Stiefbruder von Bethlis Vater und mehr als dreissig Jahre älter. Er hatte Geld in seiner eisenbeschlagenen Truhe und auf der Bank, hatte Schuldbriefe auf dem Hubel-Haus und -Land, studierte ewig seinen Renditen nach und spielte den Machthaber. Damals bei der Viehseuche hatte er dem Va-

ter mit grossen Banknoten aus der Not geholfen und schwere Zinsen verlangt. Alle müssen für ihn arbeiten und er tut nichts als schnüffeln und kritisieren. Alle paar Monate einmal kündigt er dem Vater sein Guthaben und treibt ihm einige Nächte lang den Angstschweiss aus der Stirne. Dann wieder verspricht er in hohen Tönen das Paradies: «Wenn ihr einmal mein Geld erben könnt, dann seid ihr reiche Leute, dann könnt ihr den Trumpf ausspielen, dann seid ihr froh, dass ich für Euch spare und Sorge. Aber Frühaufstehen bringt Segen Gottes, und nicht wegen jedem Rückenweh zum Doktor springen, das kostet meined viel Geld». Dieser Onkel Xaveri wird zärtlicher und sorgfältiger behandelt als ein schalloses Ei.

Bethli sucht in seinem kleinen Kämmerli der Decke und dem Boden nach alle Ritze und Spalte ab, nach einem Versteck für seinen Brief. Die Wand gegen die Stube hinüber kommt nicht in Frage, die ist so dünn, dass es die Fliegen hören könnten, die auf der andern Seite hinauf spazieren. Die schmale Wand neben dem Fenster ist so dicht, da sitzen die alten Balken fest aufeinander, da ist auch nichts zu finden. Aber da an der langen Aussenwand, über der Truhe, da wo der Spiegel hängt, da ist ein altes Brett aufgenagelt. Bethli steckt eine Haarnadel in den Spalt. Da muss ein Hohlraum dahinter sein. Bethli zwingt und reisst an dem Laden, hängt den Spiegel weg. Schau da, oben ist der Schlitz breiter. Es probiert mit dem Brief; Stück um Stück kann es den Brief hinter den Laden schieben. Noch ein wenig, noch etwas mehr, sonst bemerkt es der Onkel Xaveri gewiss. Es stösst und schiebt bis auch das letzte Rändlein verschwunden ist.

Mit roten Backen kniet Bethli auf der Truhe, drückt seine Stirne an die Wand und schaut in den Spalt hinab, der nun seinen kostbaren Schatz verbirgt. Aber noch heisser rot werden seine Wangen, da es daran denkt, wie kann ich den Brief wieder herausnehmen. Und alsogleich und unverzüglich versucht es ihn wieder herauszufischen. Mit der Scherenspitze, mit einer Schreibfeder zupft und reisst es. Mit einer Lismernadel versucht es von unten und von beiden Seiten hinter das Brett zu gelangen, um den Brief wieder hinaufzuschieben. Zehnmal holt es und sucht es andere Werkzeuge. Schon längst hätte es das Licht auslöschen sollen. Wenn das der Onkel Xaveri merkt, der ist im Stand plötzlich in die Kammer zu kommen und zu fragen, warum man so lange auf sei und Licht vergeude. Lautlos muss Bethli

alle seine Hantierungen vornehmen, damit kein Mensch wach wird und kein Ohr etwas vernehmen kann.

Und nun, oh Schreck, der Brief ist verschwunden. Eine unglückliche Bewegung und der weisse, feine Rand ist plötzlich weg. Bethli kniet da, kalt wird ihm, und Tränen steigen in seine Augen. Kein Ding auf der Welt ist ihm so lieb, wie dieser Brief. Den muss es wieder haben. Ratlos betrachtet es das dunkle Brett und die sechs grossen, geschmiedeten Nagelköpfe. Die Nägel sind wohl alle eingerostet. Ein Beil oder eine Axt vielleicht und dann von der Seite her aufzwingen? Aber das macht zu viel Lärm und wenn ich jetzt in den Stall hinüber gehe, dann gibt der Hund an.

Bethli legt sich angekleidet aufs Bett und wartet. Es will nicht schlafen und kann nicht schlafen. Nach Mitternacht will es leise hinüber die Axt und einen Stechbeutel holen. Es hört in die Nacht hinein. Hört die Mäuse über die Dielen huschen. Irgendwo schlägt ein Fenster auf und zu. Dann ist es wieder lange still. Schlurfende Schritte und ein Ächzen der Bodenbretter im oberen Stock, das ist der Xaveri, der schleicht um seine Geldkiste herum. Bethli wartet, starrt in die Dunkelheit hinein, denkt daran, wie es den Hund beschwichtigen kann, bevor er einen Laut gibt, denkt an jede Zeile des Briefes, an den Peter. Ja, denkt an den Peter und schläft dabei sanft und selig ein.

Früh weckt die Kälte das Mädchen. Es weiss zuerst nicht, warum es in den Kleidern daliegt. Es macht Licht, sieht den Spiegel am Boden und das Brett an der Wand, sucht seine Schuhe und springt hinaus. Aber der Xaveri ist schon auf den Beinen. Bethli muss den ganzen Tag und den nächsten Tag warten, bis einmal alle



*Mit roten Backen drückte Bethli seine Stirne an die Wand.*

Leute aus dem Hause sind. Dann geht es ans Werk.

Bethli hastet und kraftet. Die Nägel ächzen und gieren, dann kann es endlich mit der Axt besser anfassen. Das Brett kommt zäh und ungerne von der Wand weg. Und was ist das? Dahinter gähnt ein schwarzes Loch. So dick wie die Holzwand, so tief ist das Loch, wohl zwei Spannen lang, und eine ganze Balkenbreite hoch. Und da liegt der Brief auf einem Häuflein Schmutz und Staub. Bethli steckt ihn schnell in sein Kleid, will den Staub wegnehmen und wieder zumachen.

Aber da liegt ja noch ein Brief, ein altes vergilbtes Schreiben. Bethli nimmt es an sich, macht zu, hängt den Spiegel auf und setzt sich ans Fenster.

Mühsam nur kann es die alten grossen Buchstaben lesen und einigermassen den Sinn der Schrift entziffern, der ungefähr besagen will: Im Jahre 1611 nach Christi Geburt, ist die Pestseuche in das Land gekommen und hat die Menschen heimgesucht. Dies Loch in der Wand wurde ausgehauen, damit den kranken Bewohnern hierdurch die Nahrung und die Medizin gereicht werden konnte, denn Tür

und Fenster mussten zugenagelt sein. Ich Jakob Fruonz, habe als Einziger in diesem Haus die Pestillenz überstanden und elf Leichen begraben. Am Allerheiligentag habe ich das Pestloch zugenagelt. Möge Gott verhüten, dass es je einmal wieder für eine so traurige Pflicht aufgemacht werden muss.

Bethli wollte zuerst zum Vater laufen und den Brief zeigen. Aber der Onkel Xaveri kam auf das Haus zu. Da wollte es bei dem guten Wetter nicht länger im Haus bleiben und in seinem Zimmer erst recht nicht.

Den ganzen Tag über sann es diesem alten Briefe nach. Am Abend war ihm gar schauerlich zu Mute, da es dem grauisigen Pestloch gegenüber schlafen sollte. Aber sein frohes Gemüt siegte schliesslich über die finsternen Gedanken und ein schelmisches Lachen stieg in ihm auf, da ihm in den Sinn kam, es könne doch das Pestloch als sicheres Versteck für Peters Brief benützen. Und überlaut und hell heraus lachte es, da es sich ausmalte, wie viele Briefe darin noch Platz hätten.

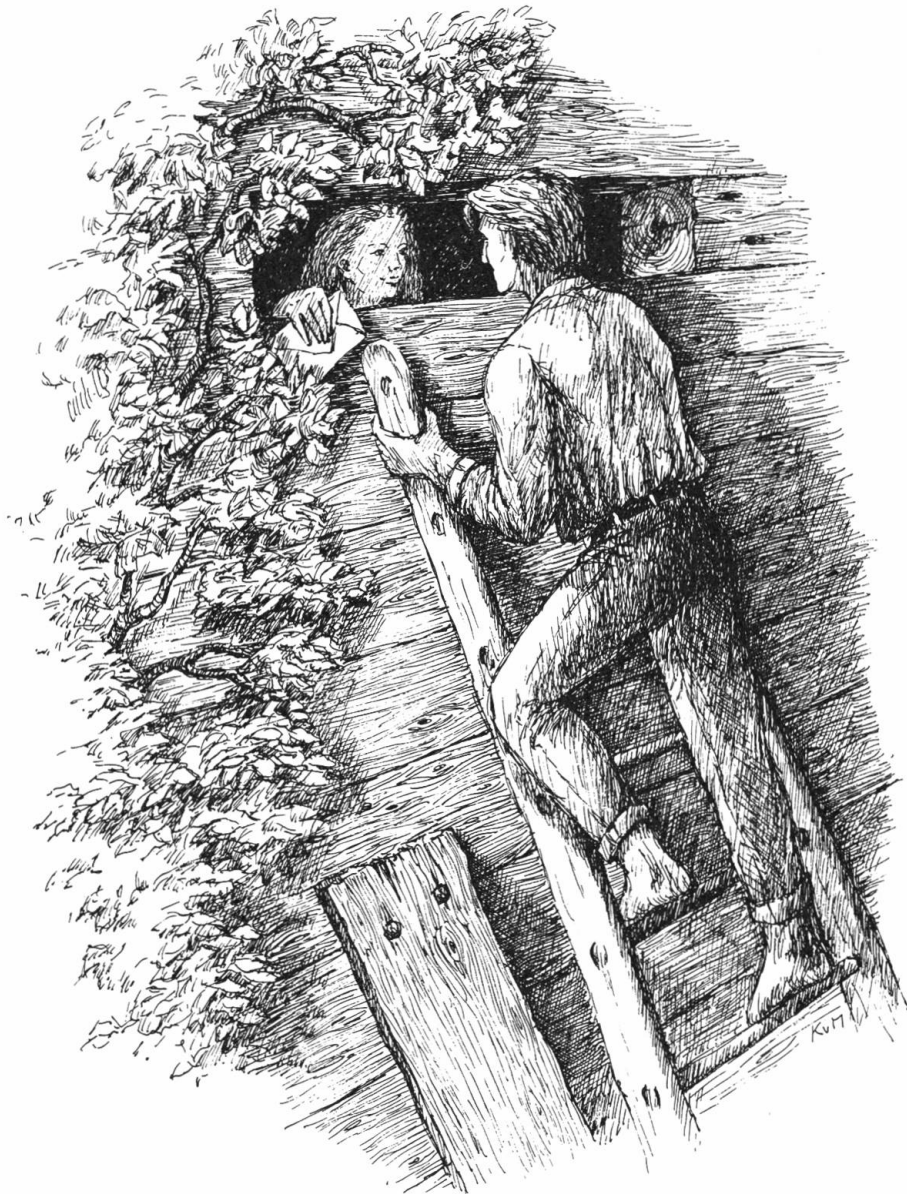
Am Sonntag sah Bethli den Peter. Solch ein Zusammentreffen war ein herrliches Himmels Geschenk und kam selten genug vor. Peter war im Winter ein lustiger Holzer und im Sommer ein froher Äpler. Ein Bauernbub aus gutem Stamm, zäh und fleissig, mit kräftigen Armen, wie ein Schwingerkönig, und mit einer Stimme, so hell wie die Glocken auf der Alp. Aber bei ihm zu Hause waren so viele Brüder und Schwestern, und im Stall so wenig Kühe, dass der Vater für so viel Kraft und Arme nicht genug Arbeit hatte.

Nun konnte endlich Bethli von dem alten Brief und dem Pestloch erzählen. Peter hörte aufmerksam und schmunzelnd zu, da er vernahm, wie die Liebe erfinderisch

macht. Wie Bethli die alten, rostigen Nägel am Brett mit der Zange abgeklemmt habe und mit der Feile zugespitzt, so dass es nun das Brett mit Leichtigkeit wegheben und mühelos wieder andrücken könne, ohne dass eine Spur zu sehen sei. Dann wollte er aber auch genau wissen, wie denn das Pestloch aussen an der Hauswand aussehe. Bethli erklärte ihm, aussen sei ein Rahmen und ein Schiebrett angebracht. Aber weil vom Spalierbaum ein dicker Ast an diese Wand unter die Laube hinüber gewachsen sei, sehe man fast gar nichts davon. Seit Menschengedenken habe wohl niemand dieses «Schieberli» beachtet. Nie, solange es lebe, habe es von diesem Loch reden gehört. Wahrscheinlich wisse niemand etwas davon.

Die beiden sprachen während dem kurzen Zusammensein nicht nur von Balken und Brettern. Bethli erklärte ihm genau, wie viel Platz für Briefe noch frei sei, Briefe, die man mit einiger Geschicklichkeit auch von aussen in sein Versteck hineinschieben könne. Und dann wurden bald einmal die Worte rarer, weil das Herz viel besser und heftiger von der Liebe erzählen kann, wenn ihm der Mund nicht drein redet.

Ob der Onkel Xaveri von Bethlis Liebe etwas ausspioniert oder ob das nur wieder eine neue Laune von ihm war, er begann in den nächsten Tagen viel vom jungen Übermut und Leichtsinn zu berichten. Bei einem Mittagessen entwickelte er sogar einen ganzen Heiratsplan für Bethli. Der Boden-Melk, das sei ein Kerl, der habe die schönsten Kühe weit herum, der habe auch Geld im Sack und sei sparsam. «Darauf musst Du schauen Bethli, dass zwei Haufen Geld zusammenkommen. Wenn Du einmal mein Geld hast, und dann fast gar noch einmal so viel dazu



*«Peter geh weg. Peter lauf schnell davon, wenn der Xaveri kommt, der schiesst dich mit seiner Flinte tot.»*

kommt, dann bist etwas Meister». Bethli lachte eine ganze Tonleiter hinauf: «Der Bodenmelk, oh je, mit den schwarzen Schnäuzen, der sieht ja aus, wie ein Tambourmajor an der Fastnacht, der Bodenmelk, der schielt so stark, wenn er Hagpfosten einschlägt, dann muss er ein Auge zudrücken, sonst schlägt er daneben». Nun kam der alte Xaveri in Wut: «Red nicht so dumm, so einfältig und blöd.

Wenn Du dann nichts zu essen hast, was hast dann von einem glatten Gesicht und glustigen Augen, dann kannst Grisnadeln hirteln. Vom Streicheln wirst nicht satt, und wenn der Betreiber kommt, dann kannst Dein dummes Lachen versteigern lassen».

Das Raunzen und Kommandieren hörte nicht auf, aber auch nicht das helle Lachen Bethlis. Nur einmal in der Nacht lag

Bethli bleich und erschrocken im Bett. Ihm war nicht ums Lachen. Ein Kratzen und Pochen war von der Hauswand zu vernehmen. Bethli war darob aus dem Schlaf aufgefahren. Lange blieb alles wieder still. Und nun wieder das Schieben und Scharren. Bethli lag mäuschenstill, horchte nach allen Seiten, soweit es über das heftige Pochen seines Herzens hinaus etwas vernehmen konnte. Ganz deutlich hörte es ein feines Klopfen, wie wenn mit einem Fingernagel an ein Brett geschlagen wird. Vier kurze Zeichen, dann wieder vielmal. Dann vernahm es wie aus weiter Ferne einige Worte, immer dieselben Worte zwischen den Zeichen: «Mach den Briefkasten auf!»

Plötzlich wurde ihm klar, ging ihm mitten in der Finsternis der Kammer ein Licht hell auf. Der Peter hat draussen einen Brief eingesteckt. Im Hui sprang es aus den Federn, hob den Spiegel von der Wand, nahm das Brett weg und griff in das Pestloch hinein. Aber was war das, es konnte die Hand nicht mehr zurückziehen. Eine andere Hand hielt die seine fest umklammert und eine liebe Stimme sagte: «Bethli, Du hast einen guten Schlaf, fast hätte ich das ganze Haus wecken müssen». «Peter geh weg, Peter, lauf schnell davon, wenn der Xaveri kommt, der schiesst Dich mit seiner Flinte tot». «Ach den reut doch das Pulver,» flüsterte Peter, «hier sieht man doch niemand, kann mich ja niemand sehen, ich bin so schön unter der Laube versteckt».

Man kann schon sagen, praktischer und geeigneter für diesen Zweck hätte man diesen «Briefkasten» schon nicht anbringen können, auch wenn man damals vor vierhundert Jahren von Peter und Bethli gewusst hätte. Nicht einmal bei Mondschein konnte man den Peter auf der

Holzbeige unter der Laube entdecken. Das war ein Glück für die beiden und ein Schrecken und Graus für Xaveri.

Der alte Schnüffler und Nasentröpfler hatte in der letzten Zeit die Gewohnheit angenommen, immer mehr dem Bethli nachzustreichen. Immer hatte er etwas an ihm auszusetzen oder zu rühmen. Wie ein dummer Lappibub zog er ihm hinterwärts meckernd und kichernd am Schürzenband oder tappte ihm an den Armen herum. Weil aber im Hubel-Haus die gute Laune des Onkels Xaveri als oberstes und höchstes Gebot galt, und weil er bei jedem Widerstand und Widerspruch alsogleich und plötzlich mit Enterben drohte, musste sich Bethli all dies gefallen lassen.

Schon lange konnte der Alte nicht mehr gut einschlafen. Oft musste er bis gegen Mitternacht stöhnen und gruchsen, bis ein dünner Schlaf, für ein paar Stunden, seinen unruhigen und misstrauischen Geist einhüllte. Nun kam er auf den Gedanken, Bethli könne ihm gar wohl am Abend noch eine Zeit lang Kurzweil verschaffen. Er schlich dann nach Feierabend zu Bethli in die Kammer, setzte sich dort auf die Truhe und nörgelte und berichtete bis ihn die Müdigkeit in seine Stube hinauf zwang.

Bethli hätte ihm so gerne auf die krummen Finger geschlagen oder lieber noch einmal kräftig und ehrlich eine klatschende Mauschelle hingepfeffert. Aber es musste lächeln und auf seine läppischen Fragen geduldige Antworten geben. Oft hatte es schon seinem Peter von diesem endlosen Gerede, von den übermüdeten und sinnlos langen Abenden gesprochen und gejammert.

Wieder einmal sass der Xaveri bis in die Nacht auf Bethli's Truhe, sprach vom Geld und von Zinsen, von Unrecht und



von Dieben. Bethli sass mit einer Lismete daneben, gerade so weit weg, dass der Xaveri nicht gut zu ihm hinüberlangen konnte. Vornübergebeugt sass er da, stützte sich mit beiden Händen am Truhenrand, schaute listig unter den borstigen Augenbrauen zu dem Mädchen hinüber und sagte: «Wenn ihr einmal an mein Geld kommt, dann könnt ihr acht Tage Ferien machen, solange braucht ihr, bis nur alles gezählt ist. Wenn ihr's überhaupt einmal bekommt? Geld, das ist das Höchste, Geld, das verschafft Dir Gewalt, kannst alles haben. Geld, das ist die einzige Liebe, die sich lohnt». Bethli meinte trocken: «Ich weiss nicht, ich habe noch nie Geld gehabt, ich weiss nicht wie das ist. Aber ich habe schon gehört, dass es einen Geldteufel gibt, der würgt einem den Hals zu, der kann einem das Herz aus dem Leibe reissen und husch, fort, raus, ab, in die Hölle damit». Bethli fuhr dabei mit seinen Händen und der Lismete so gewaltig durch die Luft, dass der Xaveri im Schreck auffuhr. Und im selben Augenblick, was geschah da an der Wand? waren das Geister oder Kobolde? Der Spiegel hob sich von der Wand ab, ein Brettli polterte auf die Truhe und blitzschnell kam eine Hand aus der Wand unter dem Spiegel hervor und packte den Xaveri hinterrücks am Kragen, zog ihn an die Wand und hielt ihn fest.

«Jesses Onkel, jetzt nimmt Dich der Teufel!» Bethli sprang voll Schrecken herzu, griff nach dem Spiegel. Xaveri blieb wie ein Erhängter an der Wand mit vorgeneigtem Kopf, versuchte zu schreien, schlug mit den Händen nutzlos in die Luft und brachte keinen Ton aus der zusammengesprengten Kehle. «Onkel, Xaveri, hörst Du mich», flüsterte Bethli mit entsetzlicher Angst im Gesicht, «hörst Du mich, mach

Reu und Leid, sonst nimmt Dich der Teufel». Xaveri wackelte mit dem Kopf, seine Bewegungen wurden kürzer und schwächer, sein Gesicht lief blau an, die Augen traten hervor. «Onkel versprich ein guter Mensch zu werden, ein lieber, guter Mensch, ein Wohltäter!»

Aus der Wand hinter Xaveris Rücken kam Peters verstellte Stimme, tief und düster wie aus einer andern Welt: «Ein Jahr lass ich Dir noch Zeit, dann hol ich Dich».

Der Griff liess locker, Xaveri sackte zusammen. Bethli fing ihn auf, hob ihn hinüber auf sein Bett, öffnete ihm den Kragen und das Hemd, wusch ihm das Gesicht. Zwischenhinein aber drückte es schnell das Brett wieder an seinen Platz und hängte den Spiegel auf.

Bevor Xaveri die Augen öffnete fragte er beklommen: «Hast Du ihn gesehen?» «Wen gesehen?» fragte Bethli: «Nein, ich hab ihn nicht gesehen, aber ich habe seine Nähe gespürt. Er hat eine furchtbare Gewalt und eine schreckliche Macht über mich gehabt. Ich war wie gelähmt».

«Ja, eine furchtbare Macht, eine schreckliche Gewalt, Du hast recht», ächzte Xaveri und langsam, eines nach dem andern öffnete er die Augen und zwinkerte unsicher ins Licht.

Dann kam der Vater in Hemd und Hosen und später die Mutter. Bethli erklärte, wie der Xaveri plötzlich einen Anfall bekommen habe. «Ja, mit furchtbarer Gewalt,» stöhnte Xaveri. Dann trugen sie ihn sorgfältig in seine Stube hinauf, zur guten Besserung.

*Die Geschichte «Das Pestloch» entstand 1952, weil Josef von Matt an einem Abend in seiner heimeligen Stube einem Freund versprochen hatte, für dessen Kalender eine Geschichte zu schreiben.*